Wartung, nicht Wunder

Wir leben in einer Zeit, die Verwandlung verehrt und Erhaltung verachtet. Disruption, Innovation, Neuerfindung werden gefeiert. Der Moment des Durchbruchs wird beklatscht, das Danach möglichst ignoriert. Wartung ist unsichtbar, repetitiv, unspektakulär. Sie erzeugt keine Schlagzeilen. Und doch

überlebt ohne sie nichts. Zivilisationen brechen nicht zusammen, weil Menschen aufhören, an Wunder zu glauben. Sie brechen zusammen, weil niemand mehr Abflüsse reinigt, Regeln durchsetzt, Hänge sichert, Institutionen instand hält und Jahr für Jahr zu denselben unscheinbaren Aufgaben erscheint. Wasser zerstört Städte nicht, weil es aggressiv ist. Es zerstört sie, weil niemand sich die Mühe

gemacht hat, es zu lenken.

Die Moderne hat eine merkwürdige moralische Rangordnung hervorgebracht. Ganz oben stehen Kreativität, Originalität, Selbstausdruck. Weit darunter: Verwaltung, Routine, Gehorsam, nüchterne Kompetenz. Der Nachkriegsindividualismus – beschleunigt durch Spätkapitalismus und digitales Leben – hat uns

beigebracht, uns selbst als Hauptfiguren einer persönlichen Erzählung zu verstehen. Jedes Leben eine Geschichte. Jeder Beruf eine Berufung. Jede Handlung ein Ausdruck der eigenen Identität.

Dieses Weltbild ist berauschend. Und es ist unvereinbar mit Systemen, die funktionieren müssen – unabhängig von Stimmung, Sinngefühl oder Inspiration.

Infrastruktur interessiert sich nicht dafür, wer du bist. Entwässerungssysteme reagieren nicht auf Authentizität. Bürokratien laufen nicht auf Leidenschaft. Sie laufen auf Anwesenheit, Verfahren, Erinnerung und Korrektur. Sie brauchen Menschen, die bereit sind, klein zu sein innerhalb eines größeren Mechanismus, das Ego der Funktion unterzuordnen und Handlungen zu wiederholen,

die sich nicht mehr bedeutsam anfühlen, weil ihre Bedeutung längst in Kontinuität übergegangen ist.

Man denke an Kinshasa. Die Stadt wird nicht überschwemmt, weil es regnet, weil Flüsse anschwellen oder weil der Klimawandel angekommen ist. Das sind Bedingungen, keine Ursachen. Das eigentliche Problem ist, dass Wartung nie Ansehen erlangt

hat. Abflüsse verstopfen, weil niemand verlässlich dafür bezahlt wird, sie freizuhalten. Hänge erodieren, weil niemand Baugrenzen durchsetzt. Überschwemmungsflächen werden bebaut, weil Regeln auf Papier existieren, aber nicht im Alltag. Jede Regenzeit wird zur Erinnerung daran, dass Vernachlässigung sich schneller aufschichtet als Wasser.

Auffällig ist: Diese Geschichte ist weder einzigartig noch unvermeidlich.

In Kampala etwa durchzieht ein langer Entwässerungskanal dicht besiedelte Stadtviertel. Er ist nicht schön. Er ist nicht revolutionär. Er verlangt ständige Entschlammung, Müllbeseitigung, Handarbeit. Wenn diese Arbeit geschieht – leise, regelmäßig, ohne

Anerkennung – nehmen Überschwemmungen ab. Wenn sie aussetzt, stehen Straßen fast sofort unter Wasser. Nichts daran ist heroisch. Alles daran ist entscheidend.

Anderswo wiederholt sich dieselbe Logik in anderer Gestalt. In Bangkok entstand Hochwasserschutz nicht als monumentales Bauwerk, sondern als Umdenken im Umgang mit Raum. Ein

ehemaliges Industrieareal wurde in einen Park verwandelt, der bei Starkregen Wasser aufnimmt. Die eigentliche Klugheit lag nicht im Entwurf allein, sondern darin, dass er wartbar ist. Pflanzen werden gepflegt. Wasser wird geführt, nicht bekämpft. Der Park funktioniert, weil er langweilig genug ist, um Haushaltszyklen und politische Wechsel zu überstehen.

Chinas sogenannte „Schwammstädte“ treiben dieses Prinzip noch weiter. Statt großer Lösungen setzen sie auf viele kleine Eingriffe: durchlässige Beläge, Regen gärten, Feuchtflächen, Versickerungsbecken. Keines dieser Elemente ist für sich genommen beeindruckend. Ihre Wirkung entsteht durch Wiederholung und Pflege. Laub muss entfernt, Boden erneuert, Einläufe kontrolliert

werden. Die Arbeit hört nie auf – und genau deshalb funktioniert sie.

Auch in Nordamerika zeigen unscheinbare Maßnahmen Wirkung. In einigen Städten wurden Hintergassen umgebaut: Beton wich durchlässigen Flächen und Vegetation. Regenwasser fließt kontrollierter ab, extremer Hitze wird vorgebeugt. Der Erfolg dieser grünen Gassen hängt nicht

von Visionen ab, sondern von Vereinbarungen über Pflege. Wer schneidet zurück. Wer räumt auf. Wer repariert Schäden. Das System lebt oder stirbt daran, ob jemand da ist, auch wenn die Spannung des Neuen verflogen ist.

Selbst kleine Orte erzählen dieselbe Geschichte. Nach verheerenden Überschwemmungen setzten manche nicht auf größere

Schutzbauten, sondern auf Überlaufkanäle, die nur bei Extremereignissen aktiv werden. Wasser wird umgeleitet, nicht heroisch aufgehalten. Diese Lösungen sind bescheiden. Ihre Wirksamkeit hängt vollständig davon ab, ob Straßen frei gehalten, Beschilderungen gepflegt und Kontrollen regelmäßig durchgeführt werden. Einmal vergessen – und das Wasser kommt zurück.

Japan liefert vielleicht das klarste Beispiel dafür, wie eine Kultur der Wartung aussieht, wenn sie Normalität wird. Hochwasserschutz entsteht dort nicht durch Spektakel, sondern durch Schichtung: Bauvorschriften, Uferpflege, kleine Rückhaltebecken, routinemäßige Inspektionen, ständige Anpassung. Keine Maßnahme reicht allein. Zusammen, über Jahrzehnte

gepflegt, machen sie Katastrophen seltener und weniger tödlich. Das System beruht nicht auf außergewöhnlichen Menschen, sondern auf gewöhnlichen, die bleiben. Überall zeigt sich dasselbe Muster. Der Unterschied zwischen Widerstandsfähigkeit und Zusammenbruch liegt nicht in Intelligenz oder Technik. Er liegt im gesellschaftlichen Status der langweiligen

Arbeit.

Das eigentliche Problem ist daher nicht Infrastruktur, sondern Kultur.
Wir haben uns daran gewöhnt, Wiederholung mit Stillstand zu verwechseln und Disziplin mit Unterwerfung. Wir belohnen Neuheit und bestrafen Verlässlichkeit. Verwaltung wird verspottet, Instandhaltung abgewertet, Zuständigkeit als kleinlich empfunden. Wir wollen

Wandel ohne Fürsorge, Veränderung ohne Verantwortung, Sinn ohne Verpflichtung.
Das Ergebnis ist eine Welt voller brillanter Konzepte und versagender Systeme.

Überschwemmungen, Stromausfälle, institutionelle Zusammenbrüche sind keine Schocks. Sie sind Rechnungen. Sie treffen ein nach Jahren aufgeschobener Verantwortung, ignorierter

Warnungen und unterfinanzierter Routinen. Um diesem Kreislauf zu entkommen, braucht es weniger neue Technik als eine psychologische Verschiebung. Es verlangt, die Fantasie ständiger Selbstverwirklichung loszulassen und eine ruhigere Rolle anzunehmen: Teil von etwas zu sein, das länger existiert als man selbst.
Das bedeutet nicht, Kreativität oder Individualität

abzuschaffen. Es bedeutet, sie zu verorten. Kunst darf wild sein. Denken darf radikal sein. Das private Leben darf experimentell bleiben. Aber die Systeme, die Körper am Leben halten – Wasser, Verkehr, Gesundheit, Verwaltung – müssen nüchtern sein. Sie brauchen Menschen, die keinen Applaus erwarten und Würde in Kontinuität finden.
Sich für Wartung zu entscheiden heißt, die Helden

erzählung zurückzuweisen. Es heißt zu begreifen, dass Erscheinen manchmal die höchste Form von Verantwortung ist. Dass Ersetzbarkeit kein Makel, sondern eine Eigenschaft ist. Dass eine Gesellschaft, die nur Ausnahme feiert, irgendwann die gewöhnlichen Verhaltensweisen verliert, die Überleben erst ermöglichen. In Zeiten des Umbruchs ist die Versuchung groß, nach Wundern zu greifen. Doch

Wunder sind per Definition selten, unberechenbar und nicht steuerbar. Wartung ist das Gegenteil. Sie ist störrisch, repetitiv und menschlich skaliert. Sie verspricht keine Erlösung. Sie verspricht, dass morgen noch etwas funktioniert.

Das ist vielleicht das radikalste Versprechen, das uns geblieben ist.